

# Nachrichten aus der Krankenpflege

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **12 (1904)**

Heft 24

PDF erstellt am: **28.06.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Nachrichten aus der Krankenpflege

Die „Nachrichten aus der Krankenpflege“ erscheinen am 15. jeden Monats. Korrespondenzen und Beiträge werden je bis zum 1. des Monats erbeten an die Adresse: Vorsteherin der Rot-Kreuz-Pflegersinnenschule, Lindenhospital, Bern.

## Wesen und Wirken der Privatpflegerin.

Von Schwester Marie Gauer, Oberin des Kaiser-Friedrich-Krankenhauses in San-Remo.

(Schluß.)

Die Privatpflege verschafft jedoch der Schwester noch auf andre Weise Gelegenheit, sich in ihrem Berufe zu vervollkommen. Sie bildet die Fähigkeit, sich in die Lage des Kranken zu versetzen, das psychologische Verständnis für ihn und seine Situation, und folglich den Takt, die Zartheit und Sicherheit in der Art, mit ihm zu verkehren. Und auch hier wird das, was die Schwester im Umgang mit dem einzelnen Patienten gelernt hat, jedem folgenden zu Gute kommen; und selbst auf ein etwaiges späteres Auftreten im Hospitalsaale wird es nicht ohne günstigen Einfluß bleiben, wenn sie sich auch eine Zeitlang in einer etwas weniger summarischen Behandlung der Kranken, als sie im Hospital bisweilen möglich ist, Blick und Verständnis für psychologische Eigentümlichkeiten und Unterschiede angeeignet hat. Wer auf diesem Gebiete nicht zunächst noch viel zu lernen hat, und nicht dauernd noch irrend zu Fortschritten Anlaß findet, muß schon eine ganz besonders begnadete, mit ungewöhnlichen Gaben ausgestattete Natur sein. Denn der gute Wille allein genügt lange nicht, in allen Fällen das Rechte zu treffen, ja er kann sogar direkt zu Mißgriffen verleiten. Es begegnet z. B. gerade den eifrigsten, warmherzigsten Schwestern, daß sie im Krankenzimmer eine Art freudiger Geschäftigkeit entfalten. Der oder die Kranke leidet vielleicht an einem besonders abstoßenden Uebel, bedarf vielleicht vieler Dienste, die Selbstüberwindung fordern. Sei es nun, daß der Clan, den sich die Schwester für diese Selbstüberwindung geben muß, sie ein wenig zu weit trägt; sei es, daß ihr Mitgefühl in besonderem Grade erregt ist und einen Ausdruck sucht; sei es, daß sie ein stilles Märtyrerbedürfnis befriedigt — kurz, sie unternimmt alle die peinlichen Verrichtungen mit einer Miene, als könne ihr gar nichts Schöneres widerfahren. Und sie hat es erst zu lernen, daß das für ihre Pfleglinge verlegend ist. Die Notwendigkeit, der Schwester peinliche Dienste zuzumuten, bedauern die Kranken, wo sie feinfühlernd sind, selbst am schwersten; sie wissen es der Pflegerin nicht Dank, wenn diese solches natürliche Empfinden ignoriert. Wohlthuend berührt und verstanden fühlen sie sich nur von der Schwester, die mit einer gewissen scheuen Achtung das Widerwärtige ausführt, in deren Verhalten gewissermaßen eine Bitte um Entschuldigung liegt dafür, daß der Kranke soweit von ihr abhängig ist, so schwere Dienste annehmen muß, wohingegen die Freude dem Kranken seine abhängige Lage und die überlegene der Pflegerin recht handgreiflich zum Bewußtsein bringt und einen weiten Abgrund zwischen beiden öffnet. — Ein andres Mal hat sich vielleicht ein Kranker, der sonst stets Geduld und Selbstbeherrschung zeigte, von Leiden und Schmerzen geplagt zu einer Heftigkeit hinreißen lassen, die er gleich darauf lebhaft bereut. Wie wird es der Pflegerin am besten gelingen, ihm darüber fort zu helfen, das gestörte Gleichgewicht seiner Seele wieder herzustellen? Der so naheliegende gutmütige Trost, „das hat gar nichts auf sich, das ist man von Kranken gewöhnt“, wäre hier sehr wenig am Platze. Denn die Tatsache, daß die Krankheit es fertig bringt, ihn,

den sonst so Ruhigen und Geduldigen, die Herrschaft über sich selbst verlieren zu machen, die ist ja gerade das, was den Kranken betrübt und beunruhigt. — Ein anderer hat den Leiden und Enttäuschungen, die ihn trafen, keine moralische Gegenwehr entgegengesetzt, sondern hat sich verbittern lassen, und ist längst auf dem Standpunkt angekommen, die ganze Welt widerwärtig zu finden, alle Einrichtungen und alle Menschen darin zu verurteilen und an nichts und an niemandem ein gutes Haar zu lassen. Das kann so weit gehen, daß diese vernichtende Kritik zu einer Art schmerzlichen Lebensgenusses wird. Und scheint sich dann etwa eine Ausnahme von der Regel aufzudrängen, da wird dies als Störung solchen Genusses empfunden, und es wird mit allen Mitteln versucht, diese Störung zu beseitigen. Mit andern Worten, so ein unglücklicher Kranker beleihtigt unbewußt sich durch sein Benehmen, das ohnehin kein lebenswürdiges sein kann, seine Pflegerin zu reizen, ungeduldig und unfreundlich zu machen, damit sie in das Bild, das er sich nun einmal von der Welt entworfen hat, hineinpaßt. Keine angenehme Situation für die Pflegerin, aber keine ganz seltene, und sicher eine, an der es zu lernen gibt. Als junge Schwester durch einen solchen Kranken in allen Gefühlen verwirrt, an die Grenze der Geduld getrieben und wirklich um einen Ausweg verlegen, versiel ich einmal darauf, eine Wette mit dem Patienten zu machen, wer den andern unterkriegen würde, seine schlechte Laune oder meine gute. Er hat freilich von dieser Wette erst viel später erfahren, als er längst nicht mehr mein Patient, jedoch noch ein guter Freund war. Die Erinnerung an diesen einen nicht ganz leichten Sieg ist mir später in vielen verwandten Situationen zu Hülfe gekommen. Und wenn er auch, wie ich gern zugeben will, mit einem etwas kindischen Hülfsmittel erschoten wurde, über das manche Schwester von vornherein hinaus sein wird, so hat er mir doch ganz ungesucht ein ermutigendes Beispiel zu der Regel gegeben, „laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem“.

Und noch andre Erfahrungen weiß die Stille des Krankenzimmers zu vermitteln, Erfahrungen, die zwar nicht direkt in der Arbeit wieder verwendet werden, die aber, indem sie die Tiefen der Seele ergreifen und umbilden, doch mittelbar auch für die Fähigkeit zum Beruf eine Förderung bedeuten. Erfahrungen dieser Art können ihrer Natur nach hier nur angedeutet werden. Ein einziges Beispiel sei gegeben. Mehr als ein Jahrzehnt liegt dazwischen, aber es ist unvergessen und wird unvergessen bleiben, wie mir am Schmerzenslager einer jetzt längst erlösten Dulderin zum ersten Male der Sinn des Wortes „Mitleiden“ aufgegangen ist. Gehört und gedankenlos angewandt hatte ich das Wort vorher oft genug, wirklich „mitgelitten“ noch nie. Das war jenen bangen Nachtstunden vorbehalten gewesen, wo ich den namenlosen Qualen einer ebenso edlen wie baklagenswerten Frau machtlos zusehen mußte. Die Möglichkeit, etwas für sie zu tun, versagte, es blieb nur das Mitleiden. Und dabei wurde mir denn die Oberflächlichkeit der Empfindung, die ich sonst so genannt hatte, klar. Unsere Kranken können uns nicht alle gleich nahe stehen; das Schicksal des einen geht uns mehr als das des andern zu Herzen. Aber ein gewisses Maß von Interesse und Zuneigung, und kein ganz geringes, müssen wir für jeden aufbringen, dem wir nützen wollen. Das ist nicht immer leicht; oft muß es in mühsamem Ringen mit der Schlassheit und Trägheit des Herzens erarbeitet, oft auch in heißem Streit gegen seine natürlichen Neigungen erkämpft werden. Und in jedem Falle, mag nun das gute Verhältnis das Resultat redlicher Bemühungen oder das einer natürlichen Sympathie sein, wird es gelöst in dem Augenblicke, wo der Kranke der Pflegerin nicht mehr bedarf. Wie sie ihn wahllos hatte aufnehmen müssen in ihr Herz und in ihr Leben, so hat sie ihn auch willenlos zu lassen, hat das sorglich gepflegte Band zu durchschneiden und sich wieder frei zu machen für neue Schützlinge, die sie ebensowenig sich aussuchen darf wie die, von denen sie scheidet. Dieses Anlassen und Loslassen wird zwar der älteren Pflegerin weniger hart ankommen als der jungen, aber nie kann es völlig zu einer Sache der Übung und Gewohnheit werden, wenn anders die Seele der Pflegerin lebendig geblieben und noch zu lebendiger Betätigung fähig ist. Wie wird diese Aufgabe sich ganz ohne Weh erfüllen lassen, sondern wird eine immer neue Quelle stiller Schmerzen, aber auch stillen Wachstums bleiben. Daß solcher Vorgang, weungleich er im Leben keiner Pflegerin ganz fehlt, da eingreifender sein muß, wo die ganze Arbeit nur einem Kranken zur Zeit gewidmet ist, liegt auf der Hand. Und so ist es denn auch hier wieder die Privatpflege, welche am gründlichsten erzieht.

Aber nicht nur die Scheu vor der untergeordneten Stellung und der Zweifel, ob etwas dabei zu lernen sei, haben die Privatpflege in Mißkredit gebracht. Es bleibt uns ein weiterer Einwand zu beleuchten, und zwar derjenige, der vielleicht noch am ersten den Schein des Rechtes für sich hat. Dem ehrgeizigen Tatendrange genügt es nicht, die Wirksamkeit auf einen einzelnen Menschen zu beschränken. Die Schwester möchte mehr nützen, mehr ausrichten, mehr Erfolg von ihrer Arbeit sehen. Freilich gibt es Lagen, in denen der Seufzer: „ich nütze nicht genug, meine Kräfte werden verschwendet“, seine Berechtigung hat. Es würde der Wahrheit nicht entsprechen, wollte man das nicht zugeben. Meist aber wird unter der Aeußerung dieser Empfindung eine andre sich verbergen, diejenige der Eitelkeit, der nicht der geringe, sondern der un scheinbare Erfolg widerstrebt. Oder es ist eine äußerliche, zu beschränkte Auffassung der Pflichten, die die Wirksamkeit der Privatpflegerin wertlos erscheinen läßt, und diese würde an Geltung in den Augen der Schwester gewinnen in dem Maße, in dem sie selbst an Verständnis für ihre Aufgabe gewänne. Außerdem aber sei daran erinnert, daß die Wirksamkeit eines Menschen nicht auf die Stelle beschränkt ist, an der er steht. Ihre Grenzen lassen sich überhaupt nicht genau umschreiben. Die Beziehungen aller einzelnen zueinander sind so reich und so vielverzweigt, daß sie sich der Uebersicht entziehen. Während wir das Gefühl haben, unsere Kräfte an einer undankbaren Aufgabe zu zerreiben, fließt vielleicht ein Teil derselben einem Felde zu, das wir nicht sehen, finden vielleicht im Verborgenen befruchtende Berührungen statt zwischen unserer Arbeit und der eines andern. Wenn der Hirt durch den Wald treibt, werden hier und dort Flocken von der Wolle der Herde abgestreift, die an Baum und Strauch hängen bleiben. Wer will sagen, daß dieser Raub im Haushalte der Natur verloren geht? Irgendwoher kommt ein Vogel und trägt den weichen Flaum irgendwohin zu einem Neste; dort dient er, neues, keimendes Leben zu schützen, das wieder irgendwo Freude und Nutzen zu bringen bestimmt ist. Nicht anders ist es auch mit dem, was wir Menschen für einander leisten und bedeuten, und selbst da, wo wir nichts empfinden als eine rauhe, schmerzhaft Berührung, mag auf eine uns verborgene Weise der Ansaß für künftiges Gedeihen gegeben sein.

Aber während diese Erkenntnis dazu geeignet ist, unser Selbstgefühl zu heben, muß sie auch dahin führen, das Bewußtsein für unsere Verantwortlichkeit zu schärfen. Wie man nicht Trauben lesen kann von den Dornen und Feigen von den Disteln, so wird auch bei dem, was wir gewollt oder ungewollt auszurichten vermögen, nur insoweit etwas Gutes entstehen, als wir selbst gut sind. Und damit ist nun auch noch ein anderer ausgleichender Gedanke berührt. Es kommt eben überhaupt nicht nur auf das an, was wir tun, sondern mehr noch auf das, was wir sind, denn dieses ist die Grundlage und Voraussetzung von jenem. Das eigne Wesen zu vervollkommen, muß doch zuletzt jedes Menschen vornehmstes Streben sein.

Anzudeuten, daß es zu solchem Streben im Berufe der Privatpflegerin nicht an Handhaben fehlt, ist hoffentlich im vorstehenden gelungen.



**Lindenhofpost.** Zum letzten Mal im alten Jahr kommt der Rot-Kreuz-Post-Bote und ruft seinen Freunden gleich beim Eintritt der Wünsche allerbeste zu für die bevorstehenden Festtage.

Er ist im vergangenen Jahr freundlich aufgenommen worden, sein Erscheinen wurde mit Freuden, an manchen Orten mit Spannung, sogar mit Ungeduld erwartet.

Die Bottschaften, die er zu bringen hatte, waren aber auch meistens angenehmer Art, denn das vergangene Jahr gibt wieder Zeugnis von einer ruhigen gedeihlichen Entwicklung der Schule im Lindenhof, die in aller Stille vor sich geht.

Dankbar muß erwähnt werden, daß der Gesundheitszustand unserer Pflegerinnen im ganzen ein günstiger zu nennen ist: mit Ausnahme von zwei Schwestern,